

# Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 28

Freitag, den 30. Januar

1920

## Hans der Sieger.

Roman von Richard Stowronel.

(7. Fortsetzung. Fortsetzung des Vorigen.)

Die beiden Damen sträubten sich zwar erst ein wenig unter dem Vorgeben, sie hätten sich nicht, wie die Frau Oberst, zum Tanzen eingerückt, ließen sich dann aber doch zu einer gemeinsamen Ehrenrunde durch den Saal bewegen. Als Hans seine Tänzerin zu ihrem Platze zurückführte, sah er, wie Frau Alice mit geduldeten Wangen und vor Vergnügen strahlend an dem Arme eines seiner Kameraden durch den Saal flog. Er stellte sich mit dem Rücken gegen die Ecke der Bühne und folgte dem blauen Kleide mit den Augen, das bald hier und bald da aus dem Schwarm der tanzenden Paare auftauchte. Die Oberst hatte befohlen, die Mannschaften sollten sich durch die Mäntelheit der Damen in ihrem Vergnügen nicht stören lassen, und die Interoffiziere kehrten nun von der im Hintergrund des Saales aufgestellten Reihe in regelmäßigen Zwischenräumen keiner Trupps los, die sich ordnungsmäßig, wie auf dem Exerzierplatze, durch den Saal bewegten.

Frau Alice schien keine Ermüdung zu kennen. Als der Walzer zu Ende war, hatte sie fast mit dem halben Offizierskorps getanzt und vertrat sie eben den Wachtmeister, der sich beim letzten Takte endlich das Herz gefaßt hatte, seine schöne Frau Oberst auch einmal herumzuführen, auf den nächsten Tanz.

Hans trat zu ihr und fragte, ob sie nicht eine Erfrischung wünsche. Und da merkte er ganz deutlich, wie sie seinem Blide auswich und sich, um ihre letzte Verwirrung zu verbergen, etwas an ihrer Toilette zu schaffen machte.

„Ach ja,“ erwiderte sie endlich, „muss es hier zu haben ist, bringen Sie mir, bitte, ein Glas Prince of Wales.“

Während Hans quer durch den Saal zum Büfett schritt, überkam ihn plötzlich ein Gefühl danger Beklemmtheit. Der Augenblick eben hatte ihm die Gemütsheil gebracht, daß Frau Alice vorhin beim Tanze seine verwegene Huldigung bemerkt hatte, und er fragte sich, was nun werden sollte. Auf halbem Wege stehen und so tun, als ob gar nichts geschehen sei, oder den tödlichen Ballast an Gewissen und ehrenhafter Bestimmung über die linke Schulter werfen und mit freier Hand zugehen und selbsthändig, wenn Frau Alice wirklich nicht die unabhärrige Heilige war, für die er sie bisher gehalten hatte . . . ?

Vor dem Büfett standen die beiden Jünglinge des Regiments, die ihre Epauletts erst seit dem Mittag trugen, in zifriger Unterhaltung. Als Hans zu ihnen trat, verstumten sie und nahmen aus alter Gewöhnung die Huden zusammen.

„Nun, wie geht's, meine Herren Kameraden?“ fragte Hans freundlich.

„Ach, Herr Teufel . . . Herr von Watenitz,“ erwiderte der eine, dem der reichlich genossene Sekt schon aus den Augen leuchtete, „wir knobeln eben aus, wer von uns beiden sich in die Frau Oberst verlieben darf.“

Und der andre fügte mit schon etwas schwerer Zunge hinzu: „Wahrhaftig ein Götterweib! . . . Man . . . möchte seine Seligkeit hingeben für einen . . . Liebesbild aus diesen Augen. . .“

„Gehen Sie nach Hause, meine Herren, und schlafen Sie Ihren Rauch aus!“ versetzte Hans mit strengem Dienstgefiht und wandte sich an den hinter dem Büfett stehenden Wirt mit der Frage, ob er vielleicht eine Flasche französischen Sekt im Keller habe.

„Jawohl, Herr Leutnant,“ war die Antwort, „die Herrs Einflüsterer trinken ja keinen andern.“

Während Hans aus einem Glase Pommer, etwas Eis, Sektewasser und Zitronen das kühlende Getränk mit schuldiger Hand herstellte, tat es ihm eigentlich leid, daß er den jungen Kameraden so herb angeblasen hatte. Der gute Junge hatte in dem Ueberflusse seiner Gefühle ja nur laut ausgesprochen, was er seit Monaten dachte: Man möchte seine Seligkeit hingeben für einen Liebesbild aus diesen Augen! Und war er nicht ein Narr, daß er sich mit Gemütsstruppen abwärts und schmähte, wie der selbige Toggensburger? Es war doch unentzweielt, daß sie ihm entgegenkam und nur darauf wartete, daß er endlich das entscheidende Wort spräche. . . . Als er aber mit dem Glase vor Frau Alice stand und sich eben zu einem leichten Kompliment ansetzte, hatte sie ihre alte Unbefangenheit wiedergefunden. Sie lächelte ihn freundlich an wie sonst und trank in kleinen, aber durstigen Zügen. Und indem sie ihm das halb geleerte Glas zurückgab, sagte sie: „O, sehr angenehm. Sie noch einmal zurück mit mir herum, denn nach diesem Walzer gehe ich nach Hause.“

Hans übergab das Glas einem diensteifrig zuwachsenden Unteroffizier, und während er mit Frau Alice zum Tanze antrat, sagte er sich, da mag der Teufel daraus flug werden! Entweder ist diese Frau wirklich rein und unbefangen wie ein Engel oder sie spielt mit dir, wie die älteste und erfährteste Roxelte. Ein letzter Akt von anständiger Gefinnung ließ ihn das erstere annehmen, — schließlich konnte es doch auch ein bloßer Zufall gewesen sein, daß sie vorhin seinem Blide auswichen war — und er nahm sich vor, jetzt an wieder die alte Zurückhaltung zu üben. Lange aber, das sahste er, hielt er dieses Hin und Her nicht aus. Es war Zeit, daß er ein Ende machte, so oder so. Entweder blieb er hier und ward um das schöne Weib, oder er nahm seinen Abschied.

Die andern Damen hatten sich schon vor dem letzten Walzer bei der Frau Oberst beurlaubt, nur die Hofrätin war als Gardebefehle geblieben. Wie sie mit ihrem süßlichen Lächeln sagte, um ihre liebe junge Freundin nicht allein unter den wilden Kriegern zurücklassen; Hans hatte jedoch die unbestimmte Empfindung, als habe die würdige Dame gegen ihn und Frau Alice einen Verdacht geschöpft und sei nur geblieben, um sich weitere Beweismomente nicht entgehen zu lassen. Sie machte nämlich ordentlich ein „hübsches Gesicht“, als Frau Alice dem nächst in die Saal zu gehenden Teufel erklärte, sie habe genug und wolle nach Hause.

Hans bot den Damen seinen draußen wartenden Schillern an, geleitete sie bis zu dem Gefährt und wollte sich wieder nach dem Saale zurückbegeben, da erklärte aber die Regierungsrätin, ohne einen Schuß würde sie sich unter keinen Umständen den wilden Herren anvertrauen, die, vom langen Stehen ungeduldig, in die Zügel schäumten. Hans nahm seinem Durchgehen die Peine ab, ließ sich seinen Mantel bringen und schwang sich auf den Reiterstuhl hinter dem Schillern. Und im stillen dachte er: na warte, du sollst etwas erleben! Den schmalen Zufahrtsweg, der von dem Tanzloale nach der Landstraße führte, pauserte er langsam, auf der geraden Bahn aber gab er den beiden Säulen — es waren ein Paar Hanoveraner, von Jochen in Guntzrauschhausen gezogen — die Räder frei, dazu noch ein leichter Peitschenhieb gegen die Peine, und der Schillern sauste davon, als gäbe es, die wilde Jagd zu überholen. Die Regierungsrätin kreischte laut auf vor Angst und erklärte zu verdammten Malen, sie müsse sterben, aber Hans erwiderte mit ernsthaftem Geächte, er könne leider nicht helfen, seine Säule gingen eben nicht langsamer. Auf dem Marktplatze erst mögliche er das rasende Tempo, setzte

„Aufstellung ihrer übernatürlichen Wirkungen machte es ihre in dürftigsten Verhältnissen lebende Mutter möglich, der Tochter den Auftrieb zur Bildung zu erschließen. Mit achtzehn Jahren erhielt Ada Negri, die unter den unglücklichsten Lebensverhältnissen ihren Weg verfolgte, noch eine bescheidene Anstellung als Volksschulchreinin in dem H. d. n. Motta P. cont. Aus den Jahren vor und während dieser Tätigkeit kamten die Gedichte ihres ersten Buches, indem sie das unglückliche Elend der untersten Schichten des italienischen Volkes mit blühenden Farben und padender Anspieligkeit malt. Aus den Kämpfen und Leiden ihrer eigenen Jugendzeit konnte die Dichterin das tiefe Versehen für fremdes Leid erwachsen, das den Grundton aller ihrer Lieder bildet. Aber es ist nicht das in Führung stehende Mittel schwachherziger Poetentage; dem men schlichen Erbarmen mit dem Volkseind paart sich vielmehr eine aufsehendere Empörung über die Unwissenheit dieses Elends und das heilige Verlangen des breiten Volkswalles Gerechtigkeit und die Verwirklichung des Ideals sozialer Freiheit zu erlangen, das Ada Negri in die Forderung „Liebe, Arbeit, Brot“ zusammenfaßt. Dem heiligen Schreien der Dichterin, aus der Enge ihres Lebens in die Weite ungehemmter Betätigungsfreiheit zu gelangen, brachte der Begeisterungssturm, der ihr Buch in Italien gewirkt hatte, wenigstens in materieller Hinsicht Erfüllung. Der Florentiner Gemeinderat setzte der Dichterin, die über Nacht eine Bekanntheit geworden war, einen Ehrenlohn aus, und gleichzeitig wurde sie als Lehrerin für Literatur nach Mailand an das dortige Lehrerinneninstitut berufen. Wenn ihr erster Gedichtband ja gut wie ausschließlich der Verkündigung ihres sozialistischen Evangeliums und der Verheißung einer besseren Zukunft des Proletariats gewidmet war, so zeigte die zweite, im Jahre 1903 erschienene und „Tempo“ (Stürme) betitelt Gedichtsammlung eine Erweiterung des Anschauungsgebietes, oder richtiger gesagt, eine bedeutsame Vertiefung und Vertiefung der Lebensanschauung der Dichterin. Das durch das Erwachen des endlich indifferent empfindenden Proletariatsgedächtnis zum liebenden Weib sind innere Stürme ausgebrochen, die sie bis ins Tiefste erschütterten, und wenn diese Stürme in den Gedichten dahindrauen, so peitschen sie den Zweifelstachel zwischen der eroffenen Forderung des Weibes und den idealen Zielen der sozialistischen Freiheitskämpferin zum wilden Uten himmelstürmender Leidenschaft auf. Ein Jahr nach dem Erscheinen der „Tempo“ wurde Ada Negri die Gattin des Mailänder Fabrikanten Garibaldi. In ihrer Ehe gab sie als dritter Band die Gedichtsammlung heraus, die den Titel „Memento“ führt. Auch hier finden sich Perlen sozialistischer Lyrik, die insofern erkennen lassen, daß sich die Dichterin nach den stürmischen Kämpfen der Jugend zur Natur und zur Reife der Volkung durchgerungen hat, die in der Verherrlichung der Mutterliebe und der Mutterpflichten ihren verklärten Ausdruck findet.“

## Ein Selbstbildnis Deschanel's.

Das Buch des neuen Präsidenten Frankreichs über den Charakter des französischen Parlamentarismus. Die Wahl Paul Deschanel zum Präsidenten der französischen Republik gibt dessen zu Ende des vorigen Jahres erschienenen Buch über Gambettas politische Laufbahn heute ein umso höheres Interesse, als der eben erwähnte Präsident der Republik sich in dieser Schrift besonders über die Stellung und die Machtbefugnisse des Parlamentspräsidenten verbreitet, der in Frankreich bekanntlich einen ungleich weitgehenderen politischen Einfluß ausübt, als ein solcher den Kammerpräsidenten in andern Ländern eingeräumt ist. In einer parlamentarischen Regierung, schreibt Deschanel, muß der Präsident des Parlaments durchaus unabhängig von Parteien und von der Regierung sein, wenn anders seine Autorität gewahrt bleiben soll. In den Vereinigten Staaten hat allerdings das Repräsentative Regierungssystem, in dem die Minister nicht zu den Parteien der Kammer gehören und allein vom Präsidenten der Republik abhängig sind, anders geartete Folgerziehungen gehabt. Dort hat der Kammerpräsident häufig sogar dem Präsidenten der Vereinigten Staaten ein Parol bieten können. Das hängt eng mit dem Streben der Amerikaner zusammen, ein vollständiges Gleichgewicht der Reaktionsgewalten herbei-

zuführen, und daher müßte dies der Fall sein, an dem dieses Gleichgewicht gestört wird, auch für die Republik selbst verhängnisvoll werden. Wollten der Präsidentschaft der Repräsentiertenkammer der Vereinigten Staaten aber und der französischen Kammer besetzt keinerlei Vergleichsmoment. In Frankreich sind durch alle Revolutionen hindurch eher Typen von Kammerpräsidenten als ein scharf umrissener Typus der Präsidentschaft selbst zu beobachten gewesen. Frankreichs Kammerpräsidenten konnten sich nicht begnügen, nur Präsidenten der Parteien und des parlamentarischen Kampfes zu sein, was beweist, daß die französische Republik hinsichtlich der Verherrlichung der parlamentarischen Einrichtungen noch um ein paar Jahrhunderte hinter den Engländern zurückgeblieben sind. Gambetta a. V. übte die Präsidentschaft mit Wohlwollen, Mäßigkeit und viel guter Laune aus. In dem Augenblick aber, wo seine persönliche politische Leidenschaft zum Durchbruch kam, war er durchaus nur noch der unbestrittene Chef der republikanischen Partei. Es ist Tatsache, daß er des öfteren den Präsidentschaftsverzicht, um auf der Rednertribüne zu erscheinen, und daß er bei entscheidenden Abstimmungen sogar die Leitung der Partei übernahm. Als sie Gambetta zum Kammerpräsidenten wählten, hatte die Republikaner die Absicht gelehrt, ihm den Weg zur Macht zu ebnen. Ein solches System, durch die Wahl des Kammerpräsidenten zwangsläufige Rücksichten auch für das Kabinett aufstellen zu wollen, bedeutet aber eine Praxis, die in den Anfängen eines Regierungssystems wo alles noch im Fluß ist, am Plage sein mag, die aber in normalen und reifen Zeiten verwerflich zu nennen ist, da sie die Lage des Kabinetts von vornherein im unklaren Licht erscheinen läßt. Der Einfluß, den der Präsident einer Parlamentsversammlung besitzt, ist wahrscheinlich schon groß genug, um nicht noch durch die Lösung, sich die Regierungsgewalt auf Kosten der jeweiligen Minister zu verschaffen, einer Zielsetzung zu bedürfen. Die Verteilungsgewalt und Zugenden, die für einen Parlamentspräsidenten unerlässlich sind, sind im übrigen nicht diejenigen eines Premierministers. Sie sind oft sogar geradezu entgegengekehrt. Ein Mann, der auf dem Präsidentschaftsamt Schärferkeit bekundet, läßt diese auf der Rednertribüne oft im Stich, und umgekehrt. Es handelt sich hier eben um zwei ganz verschiedene Betätigungen, die dementsprechend ganz verschiedene Begabungen voraussetzen. Schnelligkeit und Draufgangertum, die auf der Rednertribüne Kräfteleistungen darstellen, erweisen sich beim Kammerpräsidenten geradezu als Schwächen.“

## Literatur.

Das neue, großzügige Untertanen, die im gleichnamigen Verlage erschienenen „Georg Müller Bücher“ will moderne, vollwertige Dichtungen bringen. Nur jene Berufenen, Begnadeten werden und sollen zu Wort kommen — und zwar in einer würdigen, vornehmen Ausstattung — welche aus der Zeit heraus, ja vielleicht sogar der Zeit zum Troste Dichter sind. Nicht künstliches Treibhausgewächse, sondern vollsaftige Jugend. Freilich diese Jugend braucht nicht durch das Geburtsdatum bewiesen werden, auch nicht durch die Sturmflut der Worte, sondern durch die unerschütterliche freudige Gemüts der Gestaltung — sei sie nun episch oder lyrisch oder dramatisch. Die „Georg Müller Bücher“ wollen also versuchen, durch strenge Wahl einen erlauchten Kreis zu schaffen, der den von der üblichen Gegenwartsdichtung befreiten und angewandten Leser entwirrt und ihm wieder Wege bahnt zu einer Kunst möglichst Vollenbung und Ausprägung poetischer Persönlichkeit. Daß der Verlag dieses ihm vordringende ideale und unterstützungswerte Ziel tatsächlich erreicht, beweisen vollauf die bereits vorliegenden sechs Bändchen: Jol. Sandmeier: „Das Gebirge,“ Kowlen; Curt Corinth: „Petersdamer Platz,“ e. s. i. s. e. W. i. o. n. i. e. n.; Curt Corinth: „Trieb,“ Roman; Franz Spanda: „Spinnen;“ Ernst Hierl: „Das Lächeln des Glüds,“ Schauspiel; und Alfred Neumann: „Die Heiligen,“ legendäre Geschichten. Die Einzelsprechungen dieser hochorigen, ganz vorzüglichen Schöpfungen, die auch den verständigsten Geschmack befriedigen werden, müssen wir leider einer papierreicheren Zeit vorbehalten.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 67, Fernruf 5420.





die an allen Ecken stehende Regimentsdrin vor ihrer Wohnung ab und beg in die Nebenstraße ein, um Frau Alice nach Hause zu bringen.

„Als sie an der Hörweite waren, zog er sich nach vorn: Verzeihung, gnädige Frau, für die u g bührlig raue Fahrt, aber es wurde mich in den Fingern, ich mußte die alten Spinnrade einen Schreck einjagen!“

„Schade, daß es schon zu Ende ist,“ erwiderte Frau Alice leise.

Ohne ein Wort zu sagen, wendete Hans den Schritten zur Hauptstraße zurück, die beiden Hannoveraner griffen aus und in wenigen Minuten waren sie aus dem Städtchen heraus im freien Felde. Frau Alice hatte zuerst eine Bewegung gemacht, als wollte sie einatmen, dann zog sie aber die Schritten wieder etwas höher hinauf und schwieg.

Die Luft war trotz des kalten Sie nimmstuntes wärlich wie vor dem Regen des Tauwades, und aus den Röhren der Gänge stromten wichtige Dampfströme. Unabsehbar dehnte sich die weiße, am Horizont in nebligem Unabsehbar dehnte sich Schneedecke über den ebenen Feldern, ab und zu fuhr ein Krähenschwarm, der in einem der hohen Bäume am Wege nachigte, durch das letzte Schlingel erhebt emporkam, um mit kläglichem Geschimpf ins Dunkel abzusinken, sonst Stille und Schweigen ringsum. Hans mußte bei dem hart ausgefahrenen Gele auf die Gänge passen, und Frau Alice, deren Gesicht ein düsterer Schiler gegen die spärlichen Schneeflocken schätzte, sah Hans garabauen, ohne ein Wort zu sprechen. Jetzt ging es leicht bergaufwärts, und das Gespann fuhr von selbst in Schritt.

„Wollen wir nicht Teber umkehren?“ fragte Frau Alice, ohne sich umzusehen. Ihre Stimme klang merkwürdig gepreßt, wie bei einer stürmischen Bewegung.

Hans schlug das Herz, daß er's bis in die fest aufeinandergepreßten Zähne hinein spürte. Jetzt mußte es sich entscheiden, so oder so.

„Gnädige Frau, noch ein kleines Weichseln... Es ist das letzte Mal, daß ich ein paar Minuten mit Ihnen allein sein darf...“

Frau Alice wandte sich den Kopf und sah ihn mit erschrockenen Augen an. „Sie wollen fort?“

„Ich gehe morgen zum Herrn Oberst und bitte um meinen Abschied.“

„Hat sich denn irgend etwas bei Ihnen zu Hause geändert, daß Sie so plötzlich sich entschlossen haben?“ fragte sie mit hochender Stimme.

„Nein,“ erwiderte er und seine Stimme klang heiser, „ich will nur nicht ehelos werden vor mir und — einem andern!“

Frau Alice wandte sich ab und sprach kein Wort, nur an dem Zuden ihrer Schultern merkte er, daß sie gewissam die ausbrechenden Tränen zurückdrängen wollte. Da wurde es ihm rot vor den Augen, er schlang seinen Arm um das schöne Weib und presste seine Lippen auf ihren Nacken, da wo sich die blonden Kraushähnen ringelten.

Als er nach einer Stunde etwa in den Ratskeller kam, sah der Oberst mit dem Bürgermeister und einigen Kameraden auf seinem gewöhnlichen Platze am runden Tische.

„Ja, haben Sie meine Frau gut nach Hause gebracht?“

„Tawohl, Herr Oberst,“ erwiderte Hans mit einer leichten Berneigung. „Die Frau Oberst wollten bei dem schönen Wetter noch ein Stückchen spazieren fahren, und da haben meine Braunen noch eine kleine Schleiße um das Städtchen gemacht.“

„Armer Kerl,“ sagte der Oberst bebauernd, „da werden Sie auf Ihrem letzten Zuge schon gestoren haben. Na, da trinten Sie mal erst ein, die Sie sich sehen!“ Und er hielt ihm ein volles Glas entgegen.

Hans kam sich in diesem Augenblicke recht erbärmlich vor, aber er nahm das ihm gebotene Glas mit fester Hand und trank es auf einen Zug hinunter. Jetzt war es zu spät für kenntliche Anwandlungen — vorwärts, vogue la galere! — Ein paar Wochen später schritt Hans neben Frau Alice den Weg entlang, der vom Bahnhofe zur Stadt führte. Der Oberst war noch Wesbaden gefahren, um dort in einem längeren Urlaude seinem Rheumatismus, der noch aus dem Feldzuge kamme und sich selber ziemlich regelmäßig zu gegen das Frühjahr herum zu melden pflegte, einmal ordentlich zu

selbe zu gehen. Als Hans den Oberst, der schon in der Rouspür stand, die Hand zum Abschied hinstrckte, da war die er trotz seines schmerzenden Beines noch einmal herabgefallen und hatte ihn in die Arme geschoben.

(Fortsetzung folgt.)

## Marquise Pompadour.

Eine lustige Filmgeschichte von M. Braunstein. (Nachdruck verboten.)

„Ich hab's satt! Ich will von der ganzen Nummerel vorläufig nichts mehr wissen. Ich reise in irgend ein Reich, ich bin für niemanden zu finden, für gar niemanden! Briefe werden mir nicht nachgeschickt! Ich will überhaupt nichts hören und sehen! Ich gehe zu einem Bauern aufs Dorf, unterhalte mich mit seinen Kühen, Schweinen und Hühnern und kümmerge mich um gar nichts. In vier Wochen bin ich dann wieder da. Keine Minut' eher. Also hören Sie, Fräulein Weber, was auch kommt, und wenn es Ihnen noch so wichtig erscheint, ich bin nicht zu erreichen. Warten!“ Die berühmte Filmdiva Charlotte Sennau ließ erregt in ihrem eleganten Zimmer auf und ab und kamptte hin und wieder bei den Worten, die sie ihrer Privatsekretärin zurück, heftig mit dem Fuße auf.

„Aber wenn wichtige Engagementsanträge kämen?“

„Und wenn der Schatz von Persien jetzt kommt und mich engagieren will, ich bin nicht zu finden. Sagen Sie mir, wenn Sie mich nicht gestören, oder sonst etwas. Am besten ist es, ich gebe auch Ihnen nicht einmal meine Adresse. Dann können Sie mir alle die gräßlichen Briefe nicht nachsenden. Dieser ganze Kram kann warten, bis ich wiederkomme.“

„Aber es könnte doch etwas ganz Außergewöhnliches sein.“

„Für mich ist augenblicklich gar nichts Außergewöhnliches wichtig. Ich habe das ewige Schauspielern gründlich satt das Wichtigste für mich ist, daß ich Ruhe habe. Sie wissen also, Fräulein Weber, woran Sie sind und jetzt gehe ich hinüber zu Knetze und Mina und lasse einen Koffer packen. Morgen früh bin ich fort.“

Die Privatsekretärin, ein schönes schlanthes Mädchen, gab keine Antwort mehr. Sie wußte ganz genau, daß sie doch nichts ausrichten würde. Sie kannte die Launen der berühmten Filmdiva, die sie so genau und hütete sich daher zu widersprechen.

Entzogen nahm sie ihre Arbeit wieder auf, aber ihre Sinne schweiften doch wieder schmerzhaft zum Fenster hinaus. Wie beneidete sie die Künstlerin. Ach, wenn sie doch nur ein einziges Mal so gefeiert und umschwärmt worden wäre wie Charlotte Sennau. Alle Welt lag ihr zu Füßen und sie, die arme, kleine Sekretärin, war doch einst auch einmal zur Bühne gegangen und hatte geschit, dort Vorbereren zu erringen. Wer das lag wohl hinter ihr, jetzt lag sie schon seit fast zwei Jahren hier vor ihrer Schreibmaschine, das Herz aber noch immer voll Sehnsucht. Feudentage waren es für sie, wenn Charlotte ihrer Sekretärin erlaubte, bei den Filmaufnahmen zugegen zu sein. Dann probierte Trude Weber daheim alle die Dramen durch, empfand, daß sie ihre Sätze einfach plägend machte. Ob sie den Sprung auf die Leinwand wagte?

Traurig schüttelte sie den Kopf. Ach nein, es war schon sicherer, hier vor der Schreibmaschine sitzen zu bleiben und die Wünsche zur Bühne und zur Leinwand einzusparen.

Die Filmdiva spielte nun tatsächlich abgereist, ohne ihre Adresse zu hinterlassen. Woller Sorge schaute die Sekretärin auf den Schreibtisch, auf dem sich allmählich die Briefe vermehrten. Einladungen, Anfragen, Engagementanerbietungen, Kritiken, Resonanzartikel, Geschäftsbesorger aller Art und zahlreiche Privatbriefe lagen dort bunt durcheinander. Auch einige Citbriefe grinsten zu Gertrud hinüber, aber es war nichts dagegen zu tun, die Filmdiva war fort.

Am einem der nächsten Tage kam Besuch. Eine Filmfirma wünschte Fräulein Sennau für die Darstellung der Marquise Pompadour zu gewinnen. Es sollte ein großartiger historischer Film werden, es war bereits alles vorbereitet, nur die Hauptdarstellerin fehlte. Aber da die Filmkünstlerin bereits einmal geäußert hatte, daß sie die Rolle übernehmen werde, rechnete man fest darauf, daß sie auch jetzt nicht nein sagen werde.

Gertrud Weber erklärte, daß es ganz unmöglich sei, die Künstlerin zu benachrichtigen. Sie sei verreist und habe ihre Adresse nicht angegeben. Am folgenden Tage kam der Herr, begleitet vom Regisseur, händeringend wieder.

„Sie müssen die Diva zurücktelegraphieren. Ein weiterer Versuch ist unmöglich. Wir zahlen jedes Honorar. Telegraphieren Sie.“

Alle Einwendungen der Sekretärin nahden nichts. Die beiden Herren blieben dabei, man müsse die Diva haben und sie glaubten einfach nicht daran, daß man deren Adresse nicht kenne. Das Honorar für die Rolle wurde verdoppelt, schließlich verdreifacht und Gertrud wurde, wie noch niemals angefleht, ihr Möglichstes zu tun, damit die Künstlerin zurückkehre.

Der nächste Tag brachte wieder den Besuch der Herren. „Wann kommt sie?“ Mit dieser Frage wuschten sie in das Zimmer.

Man beschwor Gertrud, man umschmeichelte sie, so daß sie nur, um die Herren los zu werden, erklärte, sie wolle telegraphieren, es sei aber fraglich, ob Fräulein Sennau zurückkommen werde.

Seit die am Augenblick wurde sie den Besuch der beiden Herren nicht mehr los. Alle drei Stunden schickte man einen Boten, ob die Diva einträte. Gertrud war der Bergeilung nahe.

Fräulein Sennau hat nicht Zeit und Lust, sich um die historischen Rollen zu bekümmern und lehnt daher die Rolle ab.

Gertrud atmete wie befreit auf, daß ihr dieser rettende Ausweg eingeschlagen war. Am anderen Morgen kam wieder Besuch. Dem Regisseur sagten zwei Männer aus dem Fuße, die einen großen Koffer schleppten.

„Hier ist alles mein Fräulein, alles, bis ins Kleinste. Wann kommt die Diva?“

Vor den Häfen der fastungslosen Sekretärin packte man die kostbaren Koffer, die er aus. Es sollte weder die Rücke noch die Bekleidung. Entzündete Stöckchen lagen dabei, kurzum, es war eine Pracht, die das Auge bewunderte. In das grenzenlose Staunen der Sekretärin hinein kante die ständige Frage: wann können wir die Diva erwarten?

Trude griff sich verzweiflungsvoll an den Kopf. Das Drängen machte sie schon ganz nervös. Jetzt war es die Hauptsache, daß sie die Leute los wurde. Sie schickte sie mit dem Bemerkens fort, daß sie Fräulein Sennau Bescheid telegraphieren würde, sobald eine bestehende Antwort einträte, würde sie dem Regisseur telephonieren.

Am anderen Morgen war er wieder da. „Wann kommt sie?“

Trude lachte innerlich. „Am Mittwoch,“ rief sie. Der Besuch machte fast einen Luftsprung und verschwand. Am Mittwoch erschien er freudstachelnd. Er berichtete Gertrud, daß alles vorbereitet sei. Ob die Diva wohl einverstanden wäre, morgen vormittag zur Aufnahme zu kommen.

„Sie haben ihr doch die Rolle hingefickt, die ich neulich dachte?“

„Ja, ja,“ meinte Trude ab. Sie dachte dabei sehrschmerzvoll an die eigene Rolle, die bei ihr dahingeliegt und die sie täglich durchprobierete.

Mittwoch nachmittag wollte der Regisseur durchgehend die Diva sprechen.

„Sie ist ab.“

„Aber morgen früh um zehn Uhr kommt sie doch zur Aufnahme?“

„Ja.“

Als der Regisseur denn gegangen war, wurde Trude von einer neuen Angst erfaßt. Was hatte sie denn eigentlich getan? In ihrer Verzweiflung, um die Dränger los zu werden, hatte sie den Herren allerlei vorgebetet. Was soll denn nun werden.

Der Unglückswelt perkte ihr vor der Stirn. Gab es denn keinen Ausweg?

Der Morgen kam heran. Es wurde zehn, es wurde elf Uhr. Da schlug die Korridorloge wild an und wenige Augenblicke später stürzte der Regisseur ins Zimmer.

„Wo ist die Diva? Wer wartet?“

Vor Trudes Augen flimmerte es. „Sie kommt gleich! Sie möchte sich am liebsten gleich in das Kostüm der Pompadour werfen. Wozu Sie einen Wagen. Sie wird auch markiert wieder zurückfahren. Sie hat noch viele andere Verpflichtungen.“

„Meinetwegen, mein Fräulein. Ich besorge drei Wagen, wenn Sie wollen. Aber wir warten, — wir warten!“

Er stob davon. Trude aber kannte wie irrjähig im Zimmer herum. Im Nebenraume lagen die kostbaren Weibchen. Da, jetzt hatte sie den Ausweg gefunden. Sie belag dieselbe Figur, dieselben dunklen Augen, sie würde

schon die Rücke aufziehen, das Kostüm anziehen, sie würde die nötige Schminke, das nötige Haar anziehen, so wollte sie dem Regisseur gegenüberstehen — es zeigte ihre Entschlossenheit.

Als sie sich dann in der kostbaren Toilette sah, küßte ihr das Herz vor Freude. Ach, einmal, nur ein einziges Mal wieder auf der Bühne stehen! Meinetwegen auch nur garfärbelt zu werden. Aber sie war ein armes Schicksalskind, sie wollte weiter nichts.

In voller Pracht ging sie ins Nebenzimmer zurück, weil sie geblüht hatte, daß sich die Tür öffnete. Der Regisseur stürzte auf sie zu.

„Meine Gnädigste, ob Sie entsetzt! Wir sind Ihnen grenzenlos dankbar, daß Sie zurückgekehrt sind. Der Wagen wartet. Wundervoll, — ganz wunderbar, — meine Gnädigste.“

Er drückte begeisterte Küsse auf die Hand der vermeintlichen Diva. Trude zitterte vor Aufregung. Bergessen war jedes Bedenken, willens ließ sie sich zum Wagen führen.

Sie wußte es später selbst nicht mehr, woher sie die Fähigkeiten genommen hatte, ihre Rolle als Filmstar zu Ende zu führen. Aber es gelang, niemand merkte, daß sie die kleine Sekretärin als Marquise Pompadour figurierte.

Man küßte ihr, viele Dugende von Küffen branten auf ihrer Hand. Man sprach ihr die höchste Bewunderung aus, man drängte an sie heran, man beglückte sie heim. Und als Trude dann wieder allein im Zimmer war, kam es ihr erst klar zum Bewußtsein, was sie getan hatte.

Sie meinte jämmerlich. Sie war nahe daran, sich das Leben zu nehmen.

Kiergen Tage später kehrte die Filmdiva zurück. Trude fiel ihr zu Füßen und belächelte. Charlotte aber lachte, daß ihr die Tränen aus den Augen rollten und lachte noch mehr, als sie das übermäßige Honorar für die Aufnahme erhielt. Einige Tausende kostete sie der kleinen Sekretärin hin.

„Wissen Sie was, Weberchen? Jetzt machen wir ein Kompaniegeschäft. Während ich im Auslande arbeite, arbeiten Sie hier. Aber erst will ich mir einmal den Film ansehen. Wenn er nichts taugt, dann drehe ich Ihnen den Kragen um.“

Charlotte Sennau ist mit der Darstellung der Pompadour ganz zufrieden gewesen. Aber sie hat es in Zukunft doch vorgezogen, die ihr zugebachten Rollen allein zu übernehmen. Das Geheimnis der Marquise Pompadour ist bis auf den heutigen Tag streng geblieben.

## Die Dichterin des italienischen Proletariats.

Zum fünfzigsten Geburtstag von Ada Negri am 3. Februar.

Im Jahre 1892 war in Mailand ein schmales Mädchen ihrer Gedichte erschienen, das den Titel „Poetessa“ (Schicksal) führte, und dessen Umhlag den Namen Ada Negri trug. Den Inhalt bildeten Verse von zündender Gewalt, die aus dem Gefühl sozialer Not und Unfreiheit heraus in künstlerischen Formvollendung den Schrei nach sozialer Gerechtigkeit und menschlicher Erlösung zum Ausdruck brachten. Die bisher völlig unbekannt Dichterin, die durch diese Gedichte die Schöpferin der sozialistischen Lyrik Italiens geworden war, sah sich mit einem Schläge in den Mittelpunkt der politischen Verbandschaften der Parteien gerückt, und sah sich von erbitterten Meinungskämpfern umtobt, in denen sich die tiefgehende Erregung, die ihr Buch ausgelöst hatte, klar widerspiegelte. Und diese Erregung übertrug sich schnell auch auf das Ausland; in Deutschland zumal, wo die sich allmählich erst damals in spärlicher Blüte fand, machten die Schicksalslieder der Italienerin, die ebenso wie ihre Gedichtsammlungen in Gebirg Jahr eine ausgezeichnete Verbeislerin fanden, starken Eindruck und erwarben dem Feuergeist, der hier im leidenschaftlichen Pathos der Südländerin seine flammende Sprache redete, lebhaftes Sympathien.

Ada Negri ist ein Kind des Volkes, dessen Sätze sie mit dem tiefen Mitgefühl für die Leiden der Enterteten mit einer überzeugungsstarken Kraft des Glaubens an die ideale Zukunft und mit dem selbstmühten Stolz einer edlen Natur vertritt. Als Tochter eines Arbeiters wurde sie am 3. Februar 1870 in dem lombardischen Städtchen Lodi in der Nähe von Mailand geboren und durchlebte nach dem frühen Tode des Vaters eine freudlose, entbehrungsreiche Jugend. Nur unter